

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 52.

Mittwoch, 3. März.

1915.

(9. Fortsetzung.)

## Dore.

Roman von E. Friedberg.

Nachdruck verboten.

Er fand die Tante allein; Dore sei, gleich nachdem sie aus dem Park gekommen, nach Buchwald gegangen, um vom dortigen Kantor Himbeersträucher von einer besonders guten Art zu kaufen; die sollten noch vor Eintritt des Frostes gepflanzt werden.

„Zu Fuß die Meile Weges bei diesem abscheulichen Wetter?“ entsetzte sich Heinz. „Wie konnten Sie Dore bei ihrem leidenden Zustand gehen lassen, Tante?“

„Sie fragt doch nicht“, jammerte die entsetzte alte Dame, und Heinz mußte ein langes Mägelied über Dores Unvernunft hören, und daß sie so apathisch sei und sich über gar nichts freue, nicht einmal über die große Auszeichnung, auf die sie früher doch so großen Wert gelegt hätte.

„Eine Auszeichnung?“ fragte Heinz.

„Nun ja, die große goldene Medaille für die Kollektion Kastusdahlrien, die sie nach der Gartenbauausstellung in Dresden geschickt hat. Sie hatte doch schon früher im Pastorgarten so schöne Exemplare gesammelt, und Rittmeister redete so zu, sie auszustellen.“

„Mir hat sie nichts davon gesagt.“

„D. sie hat auch eine Einladung zum Festessen erhalten, und Rittmeister hat sie so gedrängt, daß sie hinfahren sollte, aber sie lachte nur und meinte, wie sie sich wohl unter den anderen ausnehmen würde. Und ihr Bild für die „Gartenbau-Zeitung“ will sie auch nicht schicken! Das sei etwas für normale Menschen, aber nicht für sie. Ich bitte Sie, Heinz, als ob sie nicht ganz niedlich wäre, trotz des Fehlers. Sie hätte sich ja von der gefunden Seite photographieren lassen können.“

Heinz stand wie auf Kohlen, die Tante ahnte gar nicht, wie ihre Worte sein Inneres aufwühlten; alle Farbe war aus seinem Gesicht gewichen, und er nagte die Lippen.

„Aber freilich, sie ist so mager jetzt“, fuhr die alte Dame geschwätzig fort. „Wenn sie auch nie klagt, es kann doch sein, daß sie krank ist. . . das wäre ja auch kein Wunder, so angestrengt wie sie arbeitet, und immer draußen in Wind und Wetter, und abends so todmüde und nicht schlafen können!“

„Ich werde ihr entgegengehen“, sagte Heinz, und in beinahe unhöflicher Hast eilte er von dannen, aus dem Bereich der ihn marternden Worte. In der Waldecke traf er mit Dore zusammen. Schon von weitem sah er, wie sie gegen den sich immer heftiger gebärdenden Wind ankämpfen mußte, der ihr fast die Kleider vom Leibe zerrte. Sie war rot und erhitzt, als sie im Schutz des Waldes atemholend stillstand.

Heinz sagte kein Wort des Tadelns, er sah sie nur ernst und vorwurfsvoll an, während er den mitgebrachten Plaid um ihre Schultern legte. Dann ihre Hand, trotz ihres Widerstrebens, durch seinen Arm schiebend, meinte er: „Daß dieser Gang nach Buchwald überhaupt unnötig war, da dir jederzeit unsere Pferde zur Verfügung stehen, davon will ich gar nicht sprechen, darin bist du unverbesserlich eigensinnig, aber ich möchte doch

wissen, ob er jetzt heute bei diesem Wetter ausgeführt werden mußte.“

„Man hat manchmal das Bedürfnis, sich ein bißchen vom Wind zausen zu lassen, Heinz — kennst du das nicht?“

„O ja, nicht nur sich zausen lassen — mit ihm um die Wette rasen möchte man.“

Er war im höchsten Grade erregt, und Dore zitterte vor dem, was kommen würde.

„Du fragst ja gar nicht, was mich zu dir führt, — es ist leider in letzter Zeit so zwischen uns geworden, daß nur einer den anderen aussucht, wenn ein besonders zwingender Grund dazu vorliegt.“

„Das ist nur der natürliche Lauf der Dinge, Heinz. Das mußte einmal kommen — so wie es ist, lenkt unser Verkehr allmählich in die naturgemäßen Bahnen ein.“

„Warum in aller Welt mußte das denn kommen? Ich sehe keinen Grund dafür! Was ist denn anders geworden von gestern zu heute?“

„Innerlich sehr vieles — äußerlich wird es geschehen, sobald du dich verheiratest. Meinst du, daß deine Frau einmal eine so enge Vertraulichkeit ihres Mannes mit einer anderen Frau aufheben würde?“

„Nein, sicher nicht! Und zumal die Cousine, die ich, wie du ja bereits bestimmt weißt, zur Gemahlin erforen habe!“ Ein grimmiger Hohn klang aus seinen Worten. Es zuckte schmerzlich in ihrem blassen Gesicht, und die Antwort wurde ihr schwer.

„Nun, da siehst du, wie gut es ist, wenn wir uns schon vorher und allmählich fernerrücken.“

Sie traten in diesem Augenblick aus dem Gebüsch ins freie Feld hinaus, und sofort fiel der Wind sie mit erneuter Gewalt an, so daß Dore förmlich zurückschaukelte. Heinz zog sie schützend dichter an seine Seite, und als sie den ärgsten Ansturm überwunden hatten, sagte er zwischen den Zähnen hindurch: „Dore, du kannst einem zur Verzweiflung bringen mit deinem ewigen Widerstreben; es gibt Augenblicke, in denen ich dich hassen könnte.“

Er fühlte, wie sie zusammenschauerte. Seitwärts blickte er in ihr von Stummer und Angst zerwühltes Antlitz, über das langsam eine Träne rann. Da war sofort all sein Grimm und Zorn verrannt.

„Weine doch nicht, Dore“, rief er aufgeregt. „Du sollst und darfst nicht weinen.“ Er ließ ihren Arm los und haschte nach ihren Händen, aber sie entschlüpfte ihm. „Höre doch nicht auf meine Worte! Ich bin außer mir, — ich weiß nicht, ob ich mehr zornig auf mich selber bin oder auf dich! . . . Man hat dich drüben beleidigt, und das ertrage ich nicht, — niemand darf dich anrühren, — du gehörst mir, aber du sollst auch zu mir halten, — und das tust du nicht! Du läufst in Wind und Wetter über Land, um keine Gefälligkeit von mir annehmen zu müssen, du heimst Ehren und Preise ein und sagst mir nichts; du bist krank und elend und klagst nicht; du durchwachst deine Nächte und schüttest mir dein Herz nicht aus . . . du weißt, daß du — du allein mein



Weib wirst, und weist mich kaltherzig auf eine andere hin! Wenn das nicht so ganz und gar deinem Charakter entgegen wäre, würde ich glauben müssen, du treibst dein Spiel mit mir; aber ich weiß, daß es dir heiliger Ernst ist, und so gibt es nur zwei Erklärungen für dein Benehmen: entweder befindest du dich in einem großen Irrtum über mich, oder . . . du hast mich gar nicht mehr lieb! Nun, Dore, ein Irrtum läßt sich aufklären, — und Mangel an Liebe läßt sich vielleicht durch Achtung und Freundschaft ersetzen. Ich bin gekommen, um dich jetzt in aller Form und mit heiligem Ernst zu bitten, mein geliebtes Weib zu werden! Ich kann diesen Zustand nicht länger ertragen — ich muß wissen, daß du mir gehörst."

Die Verzweiflung wühlte in Dore, sie hätte sich mit einem Jubelschrei an seine Brust werfen mögen, aber ihr klarer Verstand erlag nicht dem stürmischen Drängen ihres Herzens. Nicht ein Zug ihres Gesichts verriet ihm ihre Qual. Nur ihre Stimme war klanglos und müde.

"Du hältst es für deine Schuldigkeit, das „Mädchen aus dem Dorf“ in Zukunft besser vor trüben Erfahrungen zu bewahren, nicht wahr?"

"Ja, ganz in meinen Schutz will ich es stellen dürfen, kein schlimmes Wort, kein rauher Windstoß soll es mehr treffen! Wage es getrost mit diesem „Pflichtgefühl“, Dore, — vielleicht liebe ich dich doch etwas mehr, als du denkst."

Sie erschauerte. Warum genügte ihr das nicht? Warum sagte sie nicht mit beiden Händen zu, wie ihr Herz verlangte? Worauf wartete sie denn? Hatte sie wirklich die Annahme, zu verlangen, daß ein Mann wie Heinz sie aus heißer Liebesleidenschaft zum Weib begehre?

"Heinz, laß uns doch in diesem entscheidenden Augenblick ganz ehrlich miteinander sein", brachte sie hervor. "Du liebst deine Cousine . . ."

Er zuckte zusammen. "Ich weiß es nicht", sagte er endlich aufrichtig. "Ist das denn Liebe, wenn man die Fehler und Schwächen eines Menschen so klar sieht?"

"Still, Heinz, du liebst sie, das weiß ich längst, und trotzdem biete ich dir deine Hand! Warum? Weil du in der Verlobung mit mir Schutz vor jener Liebe suchst!"

"Dore!" fuhr er auf, aber sie ließ sich nicht unterbrechen: "Und warum suchst du Schutz? Weil dein übertriebenes Pflichtgefühl dich drängt, dich für mich aufzuopfern . . ."

"Gib dir keine Mühe", sagte er bitter. "Alles in allem kommt es doch darauf hinaus, daß der Jugendfreund dir gleichgültig geworden ist. Nun, ich will dich fernerhin von allen unnötigen Belästigungen meinerseits entbinden und in deinem Sinn mit dir reden. Du stellst dich selber ganz auf den Boden der Pflicht und bekämpfst das gleiche bei mir! Du als Frau folgst deiner vermeintlichen Pflicht mit unbeugsamer Hartnäckigkeit und verlangst von mir, daß ich ihr untreu werde! Siehst du nicht ein, wie beleidigend und herabsetzend das für mich ist? Nun, Dore, ein Grening bleibt keines Menschen Schuldner! Mein Leben ist dir verfallen, und ob du es annimmst oder nicht, ich werde das freie Verfügungsrecht über mich nicht aus den Händen geben, denn es könnte doch ein Tag kommen, an dem du anders denkst und deine Rechte an mich geltend machen willst. Hier steht also Prinzip gegen Prinzip, und es kommt nur darauf an, welches das stärkere ist. Das klingt kalt, Dore, und tut mir selber weh, aber wenn ich anders mit dir redete, würdest du mich einfach der Lüge zeihen."

"Heinz, du bist dir der Tragweite deiner Worte nicht bewußt", rief sie in heller Angst. "Sie bedeuten lebenslängliche Entfremdung für dich! Du willst mit eigener Hand dein Dasein in der Blüte knicken — das ist Wahnsinn, dem ich mich mit aller Kraft entgegenstellen werde."

"Es wird dir nur nicht viel nützen", sagte er ruhig und lächelte sogar dabei. "Du weißt, ich habe den Greningischen Eisenkopf. Und, Dore, es gibt Wahnsinnige, die sich in ihrem Wahn sehr glücklich fühlen, — ich liebe dich, wie gesagt, doch vielleicht ein bißchen mehr, als du denkst!"

Sie schloß einen Moment die Augen, es sah aus, als ob ein Schwächeanfall sie übermannen wollte; er sagte erschrocken wieder nach ihr, aber sie machte sich mit Entschiedenheit frei.

"Du hast mich in aller Form gebeten, dein Weib zu werden, Heinz", sagte sie mit Anstrengung, aber fest. "so will ich dir nun auch in aller Form und mit heiligem Ernst antworten, damit wir beide endlich zu Ruhe und Frieden kommen." Sie holte noch einmal tief Atem. "Ich werde niemals deine Frau werden."

"Dore!" Er war sahl bis in die Lippen hinein, seine Augen sprühten. "Nimm das zurück . . . nie", sagst du?"

"Nie, denn die Bedingung, unter der es allein geschehen könnte, wird sich aller menschlichen Voraussicht nach nie erfüllen."

"Was ist das für eine Bedingung?"

"Frage mich nicht! Du sagst, ich darf alles von dir erbitten; nun, so bitte ich dich, frage nicht! Laß mich still in meiner Verborgenheit, — wir werden mit der Zeit ja beide darüber hinwegkommen, — aber für jetzt kann ich das nicht länger ertragen. Du siehst, ich bin am Ende meiner Kräfte angelangt."

Er biß die Zähne übereinander, es loderte in seinen Augen vor Zorn, Enttäuschung, gekränktem Stolz. Als er aber Dore ansah, die mit gesenktem Kopf, müde, völlig resigniert und erschöpft neben ihm einhertritt, brach ein Strahl leidenschaftlichen Schmerzes aus seinem Anlit.

"Sage mir doch wenigstens das eine: bin ich dir zuwider, Dore?"

Sie sah ihn nur an, mit einem Blick so weh, so treu, daß er mit einer heftigen Gebärde ihren Arm erfaßte und, ihn an sich drückend, sie zwang, dicht an seiner Seite weiterzuschreiten. "So soll also der Kindertraum ausgeträumt sein, Dore? Weißt du auch, daß mein Jugendparadies mit dieser Hoffnung verfinstert? Ich soll wie ein Fremder neben dir einhergehen oder höchstens, wie der erste beste Freund, meine Gefühle sorgsam wägen und abdämpfen, und wenn ich mich in einem unbewachten Augenblick einmal zu der alten Herzlichkeit hinreißen lasse, mich jämmerlich an der Schranke stoßen, die du künstlich zwischen uns aufgerichtet hast? Ich werde wie ein armer Junge am Baum eines schönen fremden Gartens stehen und sehnsüchtig nach den herrlichen Früchten blicken, die mir nicht gehören — und die vielleicht ein anderer pflücken darf . . ."

"Nie", rief sie mit einem Aufschluchzen, "ich bleibe trotz alledem dein bis an mein Lebensende."

Sie sagte nichts mehr, Tränen erstickten ihre Stimme, und auch er schwieg, mit seiner Bewegung kämpfend, nur ihre Hand preßte er an seine Brust, und sie litt es ohne Widerstreben. Sie nahmen ja Abschied voneinander für Lebenszeit.

(Fortsetzung folgt.)



Leif kommt den angenommenen Sitten die angeborene nachgeschritten. Arabisch.

## Kriegswinter in Partenkirchen.

Partenkirchen, im Februar.

Der Alte mit seinem verwitterten Schneesturmgeschütz gab mir gern Auskunft, während er vor dem Garmisch-Partenkirchener Stationsgebäude auf seinem Schlitten saß. In



dem eigentümlichen Dialekt dieser Gegend sprach er, in einem Oberbayerisch, das durch das scharfe „ch“ der Tiroler Grenzlande seinen eigenen Klang erhält. Bisweilen unterbrach er sich und sagte einiges Ernstes zu seiner Bisl, die, deckenbeschwert, geduldig im Joche des Schlittens stand.

Ob man viel vom Kriege merke im Orte? fragte ich. O meil! Und wie! Zwar die Frequenz der Winterfrischler habe alle Erwartungen übertroffen. Aber... das Geschäft stode doch ganz erheblich. D' Leut spar'n... Und dann: an Jungvolk fehle es. Die meisten seien eingezogen, kämpften im Felde, andere erwarten die Einberufung in den nächsten Tagen. Vor einigen Wochen, da gab es freilich hitzige Geschäftigkeit in den Dörfern und an den Waldhängen in der Runde. Da wurde hier das deutsche Skikorps ausgebildet, 1400 Mann, für den Dienst in den Vogesen, im Argonner Walde, in den Karpathen... Nun seien sie fort, seien schon im Kampfe... Und manch einer ist schon kaputt... Ja, der Krieg! Er selber hatte drei Söhne dabei, alle beim Leibregiment, in derselben Kompagnie. Und der jüngste, der Wastl, der sei im Oktober hingekommen. Nebeneinander hatten sie gestanden bei Saarburg, der Wastl, der Seppel und der Loisl. Und den Seppel habe eine Kugel erwischt, daß er genug hatte fürs Leben. Und die zweite habe den Loisl getroffen. Da habe der Wastl denn die beiden Brüder aus dem Kampfe gezogen und sie — ein wenig rückwärts — an ein Haus gelehnt. Er selber aber sei wieder vorgegangen. Denn es ging heiß zu an jenem Tage. Und eine But habe den Wastl gepackt. Als es nachher zum Nachkampf kam, Mann gegen Mann, da habe der Wastl einem Franzosen das Bajonett mitten durch den Leib gerannt und ihn dann mitsamt dem Gewehr in die Höh geworfen. Wie ein Wilder habe er gelaßt. Und als er dann zurückkam... ans Haus, wo die Brüder lehnten, da fand er nur noch einen Trümmerhaufen und, ganz von Wörtern bedeckt, seine beiden Brüder. Der Loisl lebte noch. Den trug er dann fort auf den Verbandplatz. Nun sei er wieder kurier, der Loisl...

Das erzählte mir der Alte mit Gleichmut, als sei die ganze Geschichte seinem Herzen fern und fremd. Und ganz zuletzt sagte er, während seine Pfeife dampfte: „Solchene Buam hat niacht a jeds... na...“

Während wir noch plauderten, kamen in kleinen Trupps Burtschen des Weges, singend. Zivilisten, in der Tracht ihrer Gegend, gingen Arm in Arm mit feldgrauen Kameraden, die verwundet, sich in der schönen Bergheimat auskurieren wollten.

Die Strassen sind nicht leer in Garmisch und Partenkirchen, und auch die Pensionen und Hotels können nicht allzu laut klagen. Freilich sieht man das weibliche Element stark in der Mehrzahl. Aber auch Soldaten, in kriegerischer Tracht, oft stabgestützt, Offiziere, im Kreise ihrer Angehörigen. Man sieht sie auf dem Sportplatz Partenkirchen, den in den Vor- und Nachmittagsstunden reges Leben bevölkert, man sieht sie oben am sportfrohen Nieser-See, auf Liegestühlen ruhend, wenn die reine Winter Sonne auf den Schnee-Wiesen glänzt und die bunten Joden und Mützen rotbädiger Sportlerinnen in noch leuchtenderen Farben erglänzen läßt. Pferdeschlitten fahren zum Eissee, der, tiefer im Bergland, gerade unter den Felshängen der Zugspitze liegt und einer Träne gleicht, die dem Auge der deutschen Bergkönigin entglitten ist. Trauer herrscht bei Ternes, den Beherrschern dieser Gegend. Denn Frau Terne, die mit ihren starken und fröhlichen Söhnen hier waltete, ist vor einiger Zeit gestorben...

Die Abende sind lang in den Bergdörfern. Lang besonders für den Städter, der nicht in früher Stunde schon seinen Schlaf findet. Das Werdenfeller Bauerntheater, das seinen Kollegen von den Bühnen Dengg, Terofals und Grls ein wenig nachsteht, aber doch sehr Gutes leistet, spielt nur selten in der Woche. So bleibt denn nur das Kino, das eine fast großstädtische Eleganz entfaltet, und die Wanderbühne, die in einem kalten und nicht sehr wohlriechenden Saale allerlei unwillkürliche Komik entfaltet. Als ich dort war, gab es als „herausragende Novität“ ein älteres Stück aus Sudermanns erster dramatischer Schaffenszeit: Dichterische Talmuskunst in primitiver Schauspielerei dargeboten. Bald verließ ich das Theater. Schneewehen hatten die Wege eingedeckt. Elektrische Lichtbomben betonten den Weg, an dem rechts und links die Häuser in nächtlichem Dunkel lagen. Weit leuchteten, sieghaft weiß, die Schneebedeckten Höhen.

R. R.

## Aus der Kriegszeit.

In französischer Gefangenschaft. Aus dem französischen Gefangenenerlager Iffoudun schrieb ein dort Internierter, ein sächsischer Soldat, an seine Angehörigen einen Brief, aus dem die „Zw. Neuesten Nachrichten“ folgendes wiedergeben: Nach einem Monat darf ich wieder einmal einen Brief schreiben. Am 7. 1. erhielt ich die Neujahrs- und Geburtstagsglückwünsche. Danke herzlich und freue mich, daß ihr alle gesund und munter seid. Bin auch gesund und munter, aber die Kost wird weniger. Kohldampf schieben ist das allgemeine Spiel. (Dieser Satz ist von der französischen Prüfungsstelle durchstrichen, aber hier auf chemischen Wege entziffert worden. Wahrscheinlich ist sich die Prüfungsstelle über die Bedeutung dieses Ausdrucks nicht klar geworden. Kohldampf schieben bedeutet soviel wie Hunger haben.) Bitte teilt mir doch mit, ob die französischen Gefangenen in unserem deutschen Vaterlande wirklich so schlecht versorgt werden, wie uns durch einen Befehl des neuen Kriegsministers verlesen worden ist. Die Punkte über Vergütung sind nicht befolgt worden, jedoch alles andere. Wir erhalten früh 1/2 Liter Kaffee, um 11 Uhr 1/4 Liter Kartoffel- oder Mohrrübensuppe, um 5 Uhr daselbe mit Fleisch. Die Löhnung ist uns anfangs Dezember entzogen worden, 5 Centimes ist gleich 4 deutschen Reichspfennigen pro Tag. Die Vergütung für geleistete Arbeit, welche uns laut höherem französischen Befehl vom November aufsteht, ist jedoch bis zum heutigen Tage noch nicht ausbezahlt worden. Bei Gefangennahme sind mir 27 Mark abgenommen worden, desgleichen habe ich anfangs November 1 Mark zum Einwechseln an das Rote Kreuz gegeben, welches nicht wieder in unsere Hände gekommen ist. Anfang Januar hatten wir Arbeitsdienst auf dem Bahnhof, wo wir Güter verladen oder aufspeichern und Wagen rangieren mußten. Durch die durchfahrenden Militärtransporte ist man dort seines Lebens nicht sicher. Am 16. 1. kamen die französischen Soldaten auf unsere Kameraden zu, bis ein französischer Offizier den Revolver zog. Auch er wurde zurückgedrängt. Es war ein Glück, daß der Zug schon einige Sekunden in Bewegung war und dadurch etwas verhütet wurde. An diesem Tage ist ein Kamerad der 12. Kompagnie beim Arbeitsdienst ums Leben gekommen. Jetzt bekommen wir den Portogoll, den die Stadt für Fettigkeiten erhoben hatte, wieder ausbezahlt. Das sächsische Rote Kreuz hat alle Gefangenen mit schönen brauchbaren Gegenständen erfreut. Alles das hält den schlichten deutschen Soldatenhumor auf der Höhe. S. & H.

Ein Besuch bei der englischen Oberstin. Das englische Frauenregiment ist, 500 Köpfe stark, dieser Tage in Le Havre gelandet. Diese Tatsache schien einem Mitarbeiter des „Figaro“ immerhin noch auffällig genug, so daß er sich an den Sitz dieser „Women's Volunteer Reserve“ in London begab, um ihrer „Oberstin“, der Mrs. Hon. Evelyn Haverfield, die das ganze Unternehmen organisiert hat, einen Besuch abzustatten und sie über Art und Ziel dieser Frauenregimenter auszufragen. Die Oberstin, eine schlanke, blonde, mittelgroße Erscheinung mit energischem Gesicht, das von Zeit zu Zeit durch ein freundliches Lächeln erhellt wird, hat durchaus die Knappheit im Ausdruck und die kraftvolle Bewegung eines Kommandeurs. Es ist auch nicht der erste Versuch, sich im Kriege zu betätigen, den sie jetzt unternimmt; sie hat vielmehr schon während des Burenkrieges in Transvaal gearbeitet, indem sie der englischen Armee folgte und eine Krankenpflege für die Pferde einrichtete; sie hat damals auch etwa 1000 Tiere gerettet. Wie sie dem französischen Besucher auseinandersetzte, wäre der Entschluß, auch in diesem Kriege Dienst zu tun, durch die deutschen Raids zu den englischen Küsten entstanden. „Unsere Freiwilligen“, so erklärte sie, „sind nicht bewaffnet. Whitehall könnte allein den Befehl dazu geben, aber Whitehall beobachtet über diese Frage ein galantes Schweigen. Indessen ist unser Frauenheer für die Rekrutierung denselben Formalitäten unterworfen wie die reguläre Armee, deren Fahne sie hat. Das Alter der Rekrutierung ist beschränkt: von 18 bis 20 Jahren. Vor ihrer Anwerbung muß jede eine genaue ärztliche Untersuchung durch die Ärztinnen, die unserem Korps angegliedert sind, über sich ergehen lassen. Wenn das Ergebnis nicht befriedigend ist, so wird die Rekrutin der Krankenpflege oder dem Sicherheits-



dienst überwiesen. Unser Armeekorps ist in Bataillone nach Bezirken eingeteilt. Lady French ist z. B. Oberoberstin in dem Bataillon von Essex und Hertfordshire. Jedes Bataillon zählt 8 Kompagnien und wird von einem Oberstleutnant, einem Major, einem Hauptmann und zwei Leutnants befehligt. Zwei Adjutanten und ein Quartiermeister leisten die Verwaltungsarbeit. Da keine Frau bewaffnet ist, so besteht unsere Aufgabe vor allem darin, in Fällen von Angriffen auf unsere Küsten eine Panik unter den Mitkämpfern zu verhindern und mit dem öffentlichen Sicherheitsdienst zusammenzuarbeiten. In solchen Fällen ist die Hilfe geschulter Frauen notwendig, und diese Hilfe wollen wir bringen, um den Männern alle diese Sorgen abzunehmen und ihnen zu ermöglichen, in die Feuerlinie zu gehen — bis zu dem Tage, wo es der Regierung genehm sein wird, auch uns dorthin zu berufen. Niemand wird angeworben, wenn er eine Offiziersstellung fordert. Jede Rekrutin unterzeichnet ihre Anwerbung, und darauf leistet sie in Gegenwart des Obersten oder des Hauptmanns der Kompagnie, der sie zuerteilt wird, den Eid. Von da ab nimmt sie ihre Stellung im Bataillon ein. Sie beteiligt sich an allen Übungen, schwedischer Gymnastik, Märschen, Fechten usw. Sie lernt, Autos führen, Motorräder lenken, telegraphieren und Signaldienst verrichten, mit einem Wort alles, was im Fall des Alarms für sie nötig ist. Sie begreift auch, daß sie durch diesen Dienst für das Land sich selbst dient, indem sie kräftiger, geschickter und besser vorbereitet für das Leben an der Seite des Mannes wird, dessen Hoffnungen und Gefahren sie teilen soll. . . . Also sprach die Hon. Evelyn Haverfield, die Oberstin der „Women's Volunteer Reserve“, deren Bataillone in Birmingham, Derby, Worcester, Brighton, Guedford, Gatshead, Leicester und Newcastle ausgebildet werden.

**Brief aus Rußland.** (Original.) S. (Rußland), den 17. Februar 1915. Endlich konnte ich dazu, Euch einmal zu schreiben. Wir sind hier seit vorgestern mittag und waren mit die ersten Truppen, die hier einzogen. Es ist hier sehr schmutzig, wie in jeder russischen Stadt, und alles kolossal teuer. 1 Pfund Zucker kostet 1 R., 1 Laib Brot 2 R., Bier und Eis ist überhaupt nicht vorhanden. Es sind schlimme Zeiten, die wir hinter uns haben. Wir wurden am 3. cr. um 2 Uhr morgens in O. verladen. Wie herzlich war der Abschied von dort. Es war doch auch zu schön dorten, wie gern ging ich noch einmal hin. In der Eisenbahn war es sehr fidel. Wir hatten ja alles hinreichend mitbekommen, sogar Eierkognak! Nach endloser Eisenbahnfahrt kamen wir endlich am 3. Tage hinter Jüterburg in einem kleinen Dörfchen an. Wir marschierten von morgens 7 Uhr bis nachmittags 5 Uhr 35 Kilometer in 60 Zentimeter tiefem Schnee. Todmüde kamen wir auf einem verlassenem Gute an, wo wir in einen Stall einquartiert wurden. In der Nacht war es dazwischen kalt, daß wir an der ungeschützten Stelle nicht schlafen konnten, wenn wir uns nicht dem Erfrieren aussetzen wollten. Am nächsten Morgen fanden wir einen heibaren Raum, wo wir uns hässlich einrichteten. Ich lockte mir einen feinen Skafas. In der Nacht wurden wir um 8 Uhr alarmiert. Von 7 Uhr marschierten wir bis abends 8 Uhr (es war Sonntag) im tiefsten Schnee und hatten nichts zu essen. Unser Quartier war für heute ein Dachboden. Wir schlugen ein Loch in den Rauchfang und kochten Kaffee, natürlich Blümchen. Leider ging's aber um 2 Uhr schon wieder weiter, im tiefsten Schnee, dem Feind entgegen. Kommen den Tag, mittags 5 Uhr, plachten die ersten Schrapnells über uns. Hier wurde der M., der mit mir in die Schule ging, schon verwundet. Wir hielten uns bis 10 Uhr auf einem Gut auf, dann ging's vorwärts. Um 11 Uhr kam's zum Klappen. Auf einmal bekamen wir von drei Seiten Feuer. Wir warfen uns platt auf den Boden und vergruben die Nase im Schnee. Wohl zwei Stunden lagen wir so. Ich lag am linken Flügel und die Kugeln pfliffen mir wie Bienenschwärme um die Ohren. Die Zeit dünkte mir wie eine Ewigkeit. Immerzu machte es ping, ping, ping. Jetzt ging's auf Händen und Füßen vorwärts. Man hätte glauben können, die Hölle sei auf uns losgelassen worden, so verschossen diese Schmutzkrassen die Munition, ohne jedoch irgend jemanden zu treffen. Nun warfen wir in dem tiefen Schnee einen Schützengraben aus. Wir wurden jedoch bald von einer solch furchtbaren Übermacht angegriffen, daß wir uns leider zurückziehen mußten. Dann

aber kam das Schreckliche! Wir wurden geradezu mit Eisen überschüttet. Auf Händen und Füßen kroch, ich zirka 800 Meter. Schließlich verlor ich meinen Helm und Tornister. Meine Kameraden, die mit mir den Schützengraben verlassen hatten, waren meist schon verwundet oder tot. Schließlich brach ich in dem tiefen Schnee ein und blieb einige Minuten ganz erschöpft liegen. Immer noch im stärksten Feuer lag ich so, als ich im Dunkeln einen Kameraden mit leichtem Streifschuß gewahrte, der zu mir herankroch. Wir schlossen uns einander an und bewegten uns mühsam vorwärts bis in die Nähe eines Gehöfts, wo wir unsere Kompagnie versammelt glaubten. Wir riefen einigermal: „Gut Freund!“, als wir aus demselben Feuer bekamen. Je mehr wir riefen, desto heftiger wurde das Feuer der Russen da drinnen. Wir zogen uns wieder zurück, bekamen aber von allen Himmelsrichtungen Feuer. Da gewahrten wir einen Mann mit einem Weinschuß. Wir kamen ihm zu Hilfe und verbanden ihn schnell, und hüllten ihn in Mäntel und Bettlächer. Leider fanden wir den armen Menschen tot am anderen Morgen zufällig wieder. Er war trotz aller Vorsicht in der Kälte erstorben. Nun suchten wir nach einem schützenden Ort, glaubten auch einen solchen unter einem Baume gefunden zu haben, doch umsonst, gegen Morgengrauen richtete sich ein heftiges Feuer auf uns beide, sowohl von den Russen wie von den Deutschen, die uns für Gegner hielten. Einer der Russenbände aus dem Gehöft edreiftete sich sogar, näher an uns zwei heranzukommen, doch nach dem zweiten Schuß war er vergessen. Vielleicht eine Stunde später gewahrten wir einen Wieselbäbel und einige Mann, die auch ihre Truppe verloren hatten. Mit ihnen zusammen nahmen wir das Gehöft mit 38 Mann. Wie sie uns sahen, die feigen Gefellen, streckten sie die Arme in die Luft. Sodann wollte ich meinen Tornister holen; doch plötzlich kam ich in ein schreckliches Feuer, rechts und links schlugen die Granaten ein. Ich hatte mich zu weit vorgewagt und war ganz nahe an die Russen herangekommen, die die deutschen Stellungen anzugreifen suchten. Aber von unseren Stellungen ging's nach kaum fünf Minuten auf der ganzen Linie mit Hurra drauf und die Russen suchten in kopfloser Flucht das Weite. Nun gab es kein Halten mehr, immer hinter den Russen drein, trieben wir die Bände in 1½ Tagen aus Ostpreußen, und drei weitere Tage reichten, um S. zu nehmen und heute fiel uns A. in die Hände. Das waren aber auch furchtbare Strapazen bei der Kälte und dem tiefen Schnee. Die ganze Zeit über nichts zu essen als russisches Brot, das die Kerle zurückgelassen hatten. Tag und Nacht mußte auf den schwierigen Wegen marschiert werden und wir waren fast vollkommen erschöpft, als wir vorgestern in S. ankamen. Unser Einzug war um 5 Uhr nachmittags, doch schon abends wurden wir alarmiert, um andere Truppen zu verstärken. Es kam jedoch zu keinem richtigen Gefecht mehr. Morgens 10 Uhr konnten wir in unsere Quartiere abrücken. Nun haben wir ein bis zwei Tage Ruhe. Was nun folgen wird, wissen wir alle nicht. A. ist unser, und wurden 37 000 Gefangene gemacht; vier russische Armeekorps wurden nach den Stümpfen getrieben, wo wir jeden Augenblick auf ihre Ergebung warten. Das sind in Kürze meine Kriegserlebnisse. Nun schick mir vor allen Dingen etwas für den Magen, denn dem tut's am meisten not. — — —

**Amerika.** (Von Fritz Müller.) Wir sahen mit einem Amerikaner zusammen. „Wir haben Gebäude mit vierzig Stockwerken“, sagte er, „und mit fünfzehn Lifts drin. . . .“ Da senkten wir die Köpfe. „Wir haben einen Trust“, sagte er, „mit 6000 Millionen Mark Kapital, wogegen ihr . . .“ Und vor Scham verbargen wir schneuzend die Gesichter hinter Taschentüchern. „Wir haben mehr Millionäre“, sagte er, „als ihr Menschen habt in eurer Stadt. . . .“ Und wir schwiegen vor Verlegenheit, weil wir nichts darauf zu erwidern hatten. Nach einiger Zeit kam die Resi vom Markstor an unsern Tisch und bot uns Weichensträußchen an, die ersten Weichensträußchen. Wir sahen bescheiden ihren Duft ein unter den blanken Augen des Amerikaners. „Ja, riechen denn bei euch die Weichen?“ fragte er erstaunt. „Ei freilich, früher ist kein Duft auf Erden“, sagten wir, und: „Nischen denn bei euch die Weichen nicht in Amerika?“ „Nein“, sagte der Amerikaner. Da hoben wir unsere Köpfe in die Höhe und wurden wieder froh. (Aus dem „Türmer“ [Herausgeber F. E. Frhr. von Grotthuß; Verlag von Greiner und Pfeiffer, Stuttgart].)